
„... der Herr aber sieht das Herz an“ – Stereotypen und Persönlichkeit

Predigt über 1. Samuel 16, 7¹

Sabine Hübner

Drei Menschen in Fußballtrikots ziehen mit Bierdosen in der Hand jubelnd durch die Stadt. Jemand im Kapuzenpullover steht neben einem abgestellten Bahnwaggon und schüttelt die Spraydose für den nächsten Buchstaben. Eine Frau mit Brille sitzt inmitten von Bücherstapeln, blättert in einem Lexikon und macht sich Notizen. Eine Person im dunkelblauen Anzug eilt mit gehetztem Schritt über den Zebrastreifen, hat eine schwarze Mappe unter dem Arm und telefoniert. Ein Langhaariger im bunt-gebatikten Baumwollhemd schlendert barfuß durch den Park und genießt die Sonne.

Mit nur wenigen Worten schaffen wir es, uns über bestimmte Gruppen zu verständigen. Es reichen einige Gegenstände, Kleidungsstücke oder eine typische Handlung, und schon haben wir sie lebhaft vor Augen: Die Fußballfans, Graffiti-sprayer und Intellektuellen, Führungskräfte und Lebenskünstler. Wir wissen deshalb so schnell, um wen es sich jeweils handelt, weil wir entsprechende Stereotype abgespeichert haben. Stereotype sind festgelegte, vereinfachende Vorstellungen über Personengruppen. Sie setzen bestimmte Merkmale wie zum Beispiel Frisur, Hautfarbe, Geschlecht, Vorlieben und Eigenschaften als typisch für die Mitglieder der Gruppe fest. Die typischen Besonderheiten von Punkbands und von Stammtischgesellschaften, von bayrischen Dorfbewohnern und englischen Touristen kommen wahrscheinlich jedem schnell in den Sinn. Stereotype sind gerade wegen ihrer Bildhaftigkeit und Überzogenheit besonders einprägsam.

Stereotypen reduzieren die Mitglieder von Gruppen auf bestimmte Eigenschaften. Wenn wir selber bestimmten Stereotypen zugeordnet werden, wird schnell deutlich, wie unzureichend und auch belastend solche Zuschreibungen sein können. Natürlich wird niemand gerne in eine Schublade gesteckt, niemand wird gerne auf nur wenige Aspekte seiner Persönlichkeit reduziert. Und doch können wir uns nicht einfach dazu entscheiden, stereotype Vorstellungen zu vermeiden oder sogar abschaffen. Denn wir benötigen Stereotype für die Einordnung von dem, was um uns herum passiert. Wir brauchen sie, um uns Orientierung zu verschaffen. Stellen Sie sich eine Gruppe von Männern vor, alle groß, sportlich, durchtrainiert und schwarz. Und daneben eine Gruppe weißer Männer mit Bierbauch um die

¹ Die Predigt wurde am 3. Juli 2016 im Rahmen der Sommerkirche in der Nikolaikirche in Oldenburg-Eversten gehalten.

fünfzig. Wenn Sie jetzt das Basketballteam und die Golfgesellschaft identifizieren wollen, zögern Sie vermutlich nicht lange. Und mit einer großen Wahrscheinlichkeit werden Sie mit ihrer Wahl richtig liegen. Durch Stereotype kommt also zunächst einmal eine gewisse Ordnung in das unübersichtliche Gewusel um uns herum.

Auch bei der Entscheidung, mit wem wir überhaupt in Kontakt treten wollen, helfen Stereotype. Bei der Auswahl von Gesprächspartnern verfahren wir häufig nicht viel anders als bei der Käseauswahl. Wer im Supermarkt vor dem Regal mit 70 verschiedenen Käsesorten steht, und sich und den Gästen am Abend etwas Gutes tun will, der nimmt nicht irgendeinen Käse, sondern wählt je nach Vorliebe eine Variante aus Frankreich, den Niederlanden oder Italien, weil wir abgespeichert haben, dass diese besonders gut sind. Ob das tatsächlich stimmt, ist nicht geklärt. Aber unser Leben ist voller Ziele und schöner Möglichkeiten, und so sollten wir es nicht vor dem Käseregal verschwenden. Deshalb sind Entscheidungshilfen sehr willkommen. Das gilt auch für die Auswahl von Gesprächspartnern. Es wäre Unsinn zu behaupten, wir würden zu allen Menschen gleichermaßen den Kontakt suchen. Man kann sich nicht mit allen unterhalten, man kann sich nicht mit allen gleich intensiv auseinandersetzen. Alleine schon aus Zeitgründen. Mit wem reden Sie wohl nachher beim Kaffee? Wen halten Sie hier im Raum für besonders interessant? Wen würden Sie ansprechen, wenn Sie Starthilfe für ihr Auto brauchen? Wem gehen Sie nachher vorsichtshalber aus dem Weg? Stereotype ermöglichen es, dass wir relativ schnell entscheiden können, wer uns sympathisch oder kompetent vorkommt, und wer eben nicht.

Haben wir erst einmal ausgewählt, mit wem wir in Kontakt treten wollen, helfen Stereotype dann auch bei der Kommunikation mit anderen: Wenn ich eine nett aussehende Frau auf einer Feier treffe, beginne ich das Gespräch in der Regel nicht mit dem letzten Bundesligaspiel der Eintracht. Meine Erwartung davon, was Frauen gerne mögen, führt zu einer anderen Wahl. Wenn neben mir an der Bar ein Mann mit Sakko, Krawatte und Aktenmappe sitzt, frage ich ihn höchstwahrscheinlich nicht zum Einstieg, ob er mir einen guten Yoga-Kurs in der Stadt empfehlen kann. Meine Erwartung, was Anzugträger in ihrer Freizeit so tun, hält mich davon ab. Das Wirrwarr der verschiedenen Begegnungen, die wir im Laufe unseres Tages mit unseren Mitmenschen haben, wird durch die Orientierung an Stereotypen etwas übersichtlicher.

Natürlich können Erwartungen, die wir dadurch an Mitmenschen haben, schlicht und einfach falsch sein. So ist es ist gut möglich, dass der Mann neben mir in der Bar irgendwann erzählt, dass er eine Ausbildung als Yoga-Lehrer gemacht hat und jetzt Kurse anbietet. Und es kann gut sein, dass die Frau auf der Party eine Dauerkarte für den Fußballplatz hat.

Aber auch unabhängig von ihrem Wahrheitsgehalt bringt die Einordnung von Menschen in Kategorien ganz grundsätzliche Schwierigkeiten mit sich. Die Nachrichtenberichterstattung der letzten Monate zwingen

einen geradezu, noch einmal genauer über unseren Umgang mit Stereotypen nachzudenken. Nordafrikanische Männer, griechische Rentner, linke Politikerinnen, Aufsichtsratsvorsitzende, syrische Familien ... Ganz offensichtlich haben Stereotypen Hochkonjunktur. Und wie man an dieser Auflistung erahnen kann, haben Stereotype durch ihre Reduzierung von Personen auf wenige identitätsbestimmende Elemente immer auch ein zerstörerisches Potential. Stereotypen können leicht zu emotional aufgeladenen Vorurteilen werden. Sie können in Vorverurteilungen und in Aggression gegenüber ganzer Personengruppen wechseln. Sie können Menschen in ihren Entfaltungsmöglichkeiten einschränken.

Wahrscheinlich lässt sich nicht verhindern, dass Stereotypen in unseren Köpfen herumspuken. Aber vielleicht können wir Einfluss darauf nehmen, wie sehr sie unseren Umgang miteinander bestimmen? Vielleicht können wir darüber entscheiden, welche Bedeutung ihnen in unserer Gesellschaft, in unserem Leben zukommen soll?

In der Bibel hat sich über viele Jahrhunderte eine facettenreiche Sammlung von Texten herausgebildet, die von Menschen im Beziehungsgeflecht zwischen Gott und ihren Mitmenschen berichten. Teil dieses überlieferten Erfahrungsschatzes ist die Schilderung davon, wie der junge David zum König über Israel gesalbt wird. In der Erzählung geht es um eine voreingenommene Begegnung, um Bilder davon, wie ein König auszusehen hat, um das Denken in Schubladen und um die Grenzen von menschlicher Wahrnehmungsfähigkeit.

Der Seher Samuel wurde von Gott losgeschickt, um nach dem zukünftigen König Israels zu suchen und ihn dann zu salben. Da der aktuelle Machthaber Saul aber noch immer im Amt war, stand Samuel dem ganzen Projekt verständlicher Weise zunächst kritisch gegenüber. Eine heikle Situation, sogar eine Gefahr für das Leben der Beteiligten sei das Unternehmen, gab er zu bedenken. Doch Samuels anfänglicher Protest schwand, als er realisierte, dass die Salbung des zukünftigen Königs im kleinen Kreise, im Verborgenen vollzogen würde. Erst später dann sollte Gottes Entscheidung für den neuen König öffentlich bekannt gemacht werden. Durch dieses Vorgehen beruhigt machte sich Samuel auf den Weg nach Bethlehem, um unter dem Vorwand eines gemeinsamen Opfers die Familie des Isai aufzusuchen. Denn einer der Söhne Isais würde der neue König werden, so hatte es Gott angekündigt.

Und so ließ Isai seine inzwischen erwachsenen Söhne nacheinander antreten. Samuel war schon bei dem ersten Mann begeistert. Der Älteste mit dem Namen Eliab war groß und dazu noch schön. Als Repräsentanten des Königreichs waren dies sicherlich keine unwichtigen Eigenschaften. Groß und schön, das kann hilfreich sein. Doch Samuel irrte sich. Dieser Mann war trotz seiner beeindruckenden Gestalt nicht derjenige, den Gott ausgewählt hatte. Das Staunen unter den Anwesenden ist zu erahnen, denn sowohl Samuel, als auch der Vater der Familie schienen fest damit gerechnet zu haben, dass dieser Mann sehr geeignet sei. An dieser Stelle wird die

Erzählung unterbrochen und es folgen jene Worte Gottes, die in nachfolgenden Jahrhunderten von Christen und Christinnen gerne zitiert werden. Martin Luther drückte es so aus:

„Aber der Herr sprach zu Samuel: Sieh nicht an sein Aussehen und seinen hohen Wuchs; ich habe ihn verworfen. Denn der Herr sieht nicht auf das, worauf ein Mensch sieht. Ein Mensch sieht, was vor Augen ist; der Herr aber sieht das Herz an.“ (1 Sam 16,7)

Es waren in der Situation für Samuel, Isai und seinen Sohn Eliab sicherlich irritierende Worte. Nach dieser Unterbrechung fährt die Erzählung mit Samuels Suche nach der richtigen Person für den Königsposten fort. Nach und nach werden ihm die Männer vorgestellt, aber keiner von ihnen ist der Gesuchte. Erst auf Nachfrage erwähnt Isai seinen jüngsten Sohn, der auf den Feldern außerhalb der Stadt tätig war. Und dieser junge Mann David ist es dann tatsächlich, der in die Geschichte eingehen wird. Er wird zum König gesalbt, kommt als Musiker an den Hof von Saul, übernimmt später dessen Krone und bringt unter seiner Herrschaft das Nord- und Südreich zusammen. Es ist kein Zufall, dass gerade diese beeindruckende Biographie mit diesen grundsätzlichen Worten Gottes zur Wahrnehmung von Mitmenschen beginnt.

Welche Deutungsmöglichkeiten bieten sie für unsere bisherigen Überlegungen zu Stereotypen? Die Worte Gottes weisen darauf hin, dass das Denken und Beurteilen mit Hilfe Stereotypen menschlich ist. Uns bleibt nichts anderes übrig, als nach dem zu urteilen, was vor unseren Augen liegt. Samuel wird als Seher betitelt. Er ist ein Mann, der mit besonderem Blick auf das schaut, was Gott mit den Menschen vorhat. Aber auch dieser besonders begabte Seher kann eben nur mit menschlichen Augen sehen.

„Ein Mensch sieht, was vor Augen ist; der Herr aber sieht das Herz an.“ Und das ist kein Appell. Es ist keine Aufforderung, sich darum zu bemühen, in das Herz anderer Menschen zu sehen. Es ist eine einfache Aussage: Der Mensch sieht, was vor Augen ist. Mehr kann er nicht sehen. Gott, aber eben nur Gott allein, kann in das Herz sehen. Als Mensch kann ich mir nicht anmaßen, etwas Wesentliches über jemand aussagen zu können. Auch dann nicht, wenn ich versuchen sollte, wie der allseits beliebte Ausspruch vom kleinen Prinzen empfiehlt, mit dem Herzen zu sehen. Auch dann kann der Mensch nur sehen, was vor Augen ist. Jeder von uns hat Kategorien zur Einordnung anderer Menschen, auch wenn ich von mir selber gerne denken möchte, dass ich eine Ausnahme bin.

Selbst von unseren engsten Freunden wissen wir nicht alles. Genau genommen ist das, was wir voneinander wissen, häufig herzlich wenig. Wer kennt nicht das Gefühl, dass die anderen einen einfach nicht so sehen, wie man tatsächlich ist? Und doch ist die häufig auftauchende Aufforderung, so etwas wie Schubladendenken einfach abzuschaffen, wenig hilfreich. Wir können nicht anders, als in relativ oberflächlichen, unzulänglichen Kategorien voneinander zu denken: schön, unzufrieden, intelligent, kreativ, sport-

lich, lustig, mitfühlend, engagiert, schüchtern, erschöpft, stark, unsicher ... Wir können nicht mehr übereinander wissen als das, was über menschliche Wahrnehmung von außen erkennbar ist. Unser Bild voneinander ist teilweise falsch, teilweise richtig. Wesentlich aber ist: Es ist immer unvollständig. Vollständig kann eben nur Gott in das Herz eines Menschen sehen. Deshalb wird Gott auch in der Apostelgeschichte als »Herzenskundiger« bezeichnet. Nur Gott ist es, der uns in unserer Vielschichtigkeit wahrnimmt, nur Gott kennt uns mit all unseren Talenten und Widersprüchen, er kennt unser Scheitern und unsere Hoffnungen. Der Mensch aber sieht nur, was vor Augen ist. Wir haben trotz aller Bemühungen nur sehr eingeschränkte Möglichkeiten zu verstehen oder uns einzufühlen. Vor allem aber können wir nicht angemessen übereinander urteilen.

Noch ein zweites macht die Geschichte von David eindrücklich deutlich: Es gibt keine einzelne Erzählung, die alles über eine Person aussagen kann. Die Bibel erzählt von König David verschiedene Geschichten und kombiniert diese mit einer ganzen Anzahl verschiedener stereotyper Vorstellungen. Es gibt Erzählungen, in denen er vorgestellt wird als eifersüchtig Liebender, als kluger Staatsmann, als Intrigen schmiedender Krimineller, als Männerfreundschaften pflegender Lebemann, als brutaler Egozentriker und als begabter Musiker. Aber es gibt eben nicht die eine typische Erzählung über ihn. Er wird als Mensch in seiner Vielschichtigkeit präsentiert und nicht auf einen bestimmten Aspekt seiner Existenz reduziert.

In einem Roman von Max Frisch spricht der Protagonist Anatol Stiller mit seiner Frau. Sie beschreibt ihm, warum sie sich als Person nicht mehr von ihm verstanden fühlt:

„So also siehst Du mich!“ sagte Julika. „Du hast dir nun einmal ein Bildnis von mir gemacht, das merke ich schon, ein fertiges und endgültiges Bildnis, und damit Schluß. Anders als so, ich spüre es ja, willst Du mich jetzt einfach nicht mehr sehen. Nicht wahr?“ Stiller steckte sich eine Zigarette an. „Ich habe in letzter Zeit auch über vieles nachgedacht, sagte Julika [...], nicht umsonst heißt es in den Geboten: du sollst dir kein Bildnis machen! Jedes Bildnis ist eine Sünde. Es ist genau das Gegenteil von Liebe, siehst du, was du jetzt machst mit solchen Reden. Ich weiß nicht, ob du's verstehst. Wenn man einen Menschen liebt, so läßt man ihm doch jede Möglichkeit offen und ist trotz allen Erinnerungen einfach bereit, immer wieder zu staunen, wie anders er ist, wie verschiedenartig und nicht einfach so, nicht ein fertiges Bildnis, wie du es dir da machst von deiner Julika. Immer redest du dich da in etwas hinein – du sollst dir kein Bildnis machen von mir! Das ist alles, was ich dir darauf sagen kann.“²

Was Julika hier einklagt, ist der Verzicht auf Festlegung. Als Person festgelegt zu werden auf eine Erzählung, eine Eigenschaft, eine Rolle ist schmerzhaft. Und es ist falsch. So erzählen auch die Samuelbücher von David nicht die eine typische Geschichte, sondern viele unterschiedliche Anekdoten von David. Er wird in seiner menschlichen Größe und in seinem mensch-

² Max Frisch, Stiller. Roman, Frankfurt a. M. 1954, 150.

lichen Versagen dargestellt wird. Bei ihm finden wir vieles Typische, was doch nicht zusammen zu passen scheint. Und das macht diese uralte Biographie so besonders. Die Erzählung von David zeigt vor allem eins: Das pralle Leben. Der Mensch David in allen seinen Facetten.

Vor ein paar Jahren gab es eine Werbung im Fernsehen von einem bekannten Hersteller von Rasierern. Die Kampagne hieß #UseYourAnd und lief im Deutschen unter dem Hashtag #SagUNDdazu. Frauen wurden in dem Fernsehspot ermutigt, sich nicht in eine Schublade stecken zu lassen, sondern die vielen UNDs in ihrem Leben zu finden. Weil wir komplexe Persönlichkeiten sind, ist es notwendig, diese UNDs nicht zu vergessen, wenn wir über uns und andere nachdenken. Was also wäre das Typische für mich? Ich bin nicht nur wissenschaftliche Mitarbeiterin an einer Universität. Ich bin auch Alf-Fan. Ich mag Bollywood UND auch Bundesliga. Ich lackiere gerne meine Fingernägel UND repariere Autos. Ich würde gerne die Welt bereisen UND einen Kleingarten pachten. Die Idee ist einfach, aber effektiv. Man könnte sich einfach angewöhnen, dieses UND immer mitzudenken. Kein „trotzdem mag ich Alf“, sondern ein: UND außerdem mag ich auch noch Alf. Dieses UND immer mitzudenken, ist nicht nur sinnvoll für das eigene Selbstbild, es ist auch wichtig für die Wahrnehmung unserer Mitmenschen. Denn Menschen sind immer mehr als nur das, was zunächst typisch erscheint. Im Leben jedes Menschen gibt es zahlreiche UNDs. Er ist ein Geflüchteter UND ein kritischer Theaterliebhaber. Sie ist obdachlos UND sprachbegabt. Er ist ein Schulverweigerer UND hat einen tiefsinnigen Humor.

Man weiß inzwischen: Wer müde, abgelenkt oder betrunken ist, neigt stärker zu Vorurteilen. Wer gestresst oder ängstlich ist, der neigt schneller als sonst dazu, bei der Beurteilung von Menschen Vorurteile heranzuziehen. Anders herum bedeutet das, dass wir der Überbewertung von Stereotypen entgegensteuern können. Wenn ich verstehe, dass ich nicht anders kann, als mit Stereotypen die Welt zu ordnen, dann kann ich neue, kreative Wege suchen, um die vorhandenen Stereotypen in Frage zu stellen, umzudeuten, zu ergänzen, aufzubrechen. Und ich kann mir der Grenzen bei meiner Wahrnehmung von anderen, mir fremder oder auch naher Menschen bewusst bleiben. Denn „ein Mensch sieht was vor Augen ist, der Herr aber sieht das Herz an“.

Amen!